

von Frauen als Beisitzerinnen an den Kaufmannsgerichten in Gmünd und Heilbronn nach 1918 gelten. Die Gewerbeberichte dienen – hier sieht Jürg Arnold die bereits 1905 von Richard Bahr formulierte Aussage bestätigt – der „sozialen Erziehung“ der Parteien des Arbeitsverhältnisses. Mit den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten haben die Gemeinden nach seiner Einschätzung „Beiträge zur Befriedigung der schwierigen Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zur Milderung der sozialen Gegensätze und zur Lösung der ‚Arbeiterfrage‘“ geleistet. In der Zeit des Kaiserreiches mit dem Militarismus als „prägender Erscheinung“, seiner Klassengesellschaft und seiner nur wenig entwickelten „Kompromisskultur“ (Andreas Gawatz 2001) besaßen nach Meinung des Autors die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte mit ihren hohen Anteilen an Vergleichen und Klagerücknahmen in den Verfahren einen Ausnahmecharakter.

Jürg Arnold fand für seine umfassende Studie, die eine Forschungslücke über die frühe Arbeitsgerichtsbarkeit des Landes schließt, keinen Verlag zu annehmbaren Bedingungen. Die auf gründlicher Aktenauswertung in 31 staatlichen und kommunalen Archiven basierende Darstellung wurde nach seinen Angaben als „weitschweifig“ und „mehr ein Nachschlagewerk als eine wissenschaftliche Analyse“ beurteilt. Kürzungsvorschlägen wären die Textpartien über die einzelnen Gerichte sowie die biographischen Angaben über Gerichtsvorsitzende zum Opfer gefallen. Glücklicherweise hat sich der Autor zur kompromisslosen Herausgabe des auch äußerlich ansprechenden Bandes mit den Porträts von 23 Vorsitzenden und Beisitzern sowie einem Sach-, einem Orts- und einem Personenregister im Eigenverlag entschlossen. Das Buch dürfte langfristig als Standardwerk über die Anfänge der Arbeitsgerichtsbarkeit im Lande seinen Wert behalten. Christoph Bittel

### *Bau- und Kunstgeschichte*

Kloster Bebenhausen, Neue Forschungen, Tagung der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg und des Kunsthistorischen Institut (!) der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 30. und 31. Juli 2011 in Kloster Bebenhausen, hg. von Klaus Gereon BEUCKERS und Patricia PESCHEL (Wissenschaftliche Beiträge der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg 1), Bruchsal: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg 2011. 216 S., zahlr. Abb., 8 Planbeilagen. ISBN 978-3-00-036472-3. Geb. € 18,-

Der 2011 erschienene Sammelband vereint neben der Einleitung von Klaus Gereon Beuckers, in der dieser den Forschungsstand zu Bebenhausen skizziert und die Disposition des Aufsatzbandes darlegt, dreizehn Beiträge. Sie wurden auf der Fachtagung „Kloster Bebenhausen: Einblicke in die aktuelle Baupraxis und Forschung zu Kloster und Schloss Bebenhausen“ gehalten, die am 30. und 31. Juli 2011 in Bebenhausen stattfand und den Auftakt bildete für das Jubiläumsjahr 2014, in dem der 150. Jahrestag des Beginns der Umbau- und Restaurierungsarbeiten am Kloster Bebenhausen unter König Karl I. von Württemberg gefeiert wurde.

Bis auf den Beitrag von Peter Rückert behandeln die Aufsätze im Wesentlichen durchgängig bau- und kunstgeschichtliche Fragen. Die vorgestellten Themen reichen von aktuellen archäologischen Untersuchungen in der Klosterkirche über Aspekte der Architektur und Kunst des Zisterzienserklosters bis hin zur Einrichtung der königlichen Gemächer im Kloster im 19. Jahrhundert unter Karl I. von Württemberg.

Rückert beschäftigt sich in seinen Betrachtungen mit der Schreib- und Buchtradition der Abtei, der er anhand der Auswertung archivalischer Quellen erstmals den ihr zukommenden herausragenden Rang in der klösterlichen Schriftkultur zuweisen kann. Entgegen dem Verdikt von Sydow – dass Bebenhausen „ohne Zweifel keine geisteswissenschaftlich wichtige Bibliothek besaß“, das dieser in seiner Geschichte des Klosters formulierte (dort S.44) – gelingt es Rückert in bestechender Weise darzulegen, dass die „Geschichte des Zisterzienserklosters Bebenhausen [...] von einer qualitativvollen Schriftkultur begleitet [wird], die bis in die Anfänge des Klosters um 1200 zurückführt“ (S.199). Eine wesentliche Stütze erfährt seine Darstellung durch den Fund eines Pergamentblatts aus den Jahren um 1200, das der Autor bei seinen Recherchen im Hauptstaatsarchiv Stuttgart entdeckte und das einen Text enthält, der die Ordnung der Bücher, die in Kirche und Refektorium des Klosters im Jahreslauf zu lesen sind, beschreibt (*De ordine librorum in ecclesia et refectorio legendorum*).

Existiert mit der bereits 1995 erschienenen Dissertation von Mathias Köhler mittlerweile ein Standardwerk, das einen guten Überblick über die Kunst- und Baugeschichte der Abtei bietet, so konnten doch seither durch archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen und Forschungen eine ganze Reihe neuer (Detail-)Erkenntnisse gewonnen werden, die in den vorliegenden Aufsätzen präsentiert werden. So bietet Christina Vossler-Wolf in ihrem Beitrag einen profunden Überblick über die Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen in der Klosterkirche, und es gelingt ihr, einen spannenden und aufschlussreichen Einblick in das „Leben und Sterben im Kloster“ bis ins 17. Jahrhundert hinein zu geben. Als besonders spektakulär ist dabei – wegen seiner Seltenheit – der Fund eines Buches zu werten, das als Grabbeigabe wohl dem im September 1635 in Bebenhausen verstorbenen Prior Georg Beckelhaupt zugewiesen werden kann.

Eine gewisse Einheit bilden die über ihre Thematik miteinander verzahnten Aufsätze von Tilman Riegler zur Baugeschichte des Westflügels und der Nordwestecke der Klausur, von Tilmann Marstaller über das Dachwerk der Kirche und Klausur sowie von Ulrich Knapp über den Kreuzgang des Klosters als „Ort klösterlicher Repräsentation“. In allen drei Beiträgen bieten die Autoren sorgfältig erarbeitete Grundlagen für weiterführende Überlegungen zur Architektur- und Baugeschichte der Abtei. Dabei gelingt es Knapp auf Grund der akribischen Darstellung seiner Befunde sogar, die beteiligten Baumeister mit Hilfe ihrer Steinmetzzeichen über mehrere Generationen hinweg zu identifizieren, und darüber hinaus kann er so bislang unbekannte Verbindungen zu weiteren südwestdeutschen Klöstern aufdecken.

Manch neue Erkenntnisse bieten die weiteren durchaus sehr lesenswerten Aufsätze: Inga Falkenberg berichtet über das Tympanongemälde im Sommerrefektorium, und es gelingt ihr anhand stilkritischer Überlegungen eine genauere Beschreibung und Verortung des Entstehungszusammenhangs. Vivien Bienert beschäftigt sich mit dem Stifterbild des Abts Peter von Gomaringen und kann dessen Entstehungsumstände, seine Veränderungen und Erweiterungen im Zuge einer Memorialstiftung erstmals genau analysieren. Julia Sukiennik kann bei ihrer ausführlichen Betrachtung der Grabplatte für Abt Johannes von Friedingen († 1534) den Bildhauer Josef Schmid als Hersteller nachweisen, und es gelingt ihr zu zeigen, dass die Platte um 1552 als Neuanfertigung zur Herausstellung der klösterlichen Tradition und damit der eigenen Legitimation während der Wiederherstellung des Konvents zwischen 1549 und 1560 geschaffen wurde. Allerdings leidet der sonst recht gelungene Beitrag ein wenig unter einer fehlenden heraldischen Terminologie, was die Autorin leider hier und da zu irrigen Vermutungen verleitet. So handelt es sich bei dem vermeintlich „spiegelverkehrt“

angebrachten Friedingen-Wappen der Grabplatte schlicht um eine Darstellung in sogenannter ‚Courtisie‘, da es ja dem zweiten Wappen (Neuneck) auf der Platte zugewendet und zugeneigt ist, und wohl nicht um eine Anfertigung nach einer bereits nur spiegelverkehrt vorhandenen Vorlage, wie die Autorin mutmaßt (S. 164 mit Anm. 19).

Philip Caston und Klaus Gereon Beuckers stellen den Vierungsturm in das Zentrum ihrer Betrachtungen; Caston kann minutiös die Bauphasen des Turms nachzeichnen, und Beuckers gelingt es zu zeigen, dass die architektonischen Vorbilder des Bauwerks in den zeitgenössischen Goldschmiedearbeiten zu finden sind. Patricia Peschel thematisiert den Ausbau der Königlichen Gemächer und schildert anschaulich die verschiedenen Bauphasen sowie die sich mode- und zeitbedingt wandelnden Bedürfnisse der Bewohner, was sich in den verschiedenen Umbaumaßnahmen niederschlug, und bietet so den Ausgangspunkt für eine von ihr geforderte „eingehende wissenschaftliche Untersuchung“ (S. 216).

Ute Fessmann macht das Tafelbild „Bernhardsminne“ zum Gegenstand ihrer Betrachtungen und bietet eine umfassende Beschreibung des Gemäldes. Leider scheint ihr der (zentrale) Aufsatz von Wilfried Setzler zum selben Thema entgangen zu sein, in dem der Autor die meisten Aspekte ihrer Betrachtung bereits konzise thematisiert hat, so dass die ein oder andere „neue“ Erkenntnis gar nicht mehr so neu ist (vgl. W. Setzler, Bildgeschichten aufgedeckt – Die Bernhardsminne in Bebenhausen, in: Schwäbische Heimat 52 [2001], S. 207–210). Auch die von Fessmann als eher ungewöhnlich und daher besonders beachtenswert apostrophierte Verlagerung des weißen Hündchens als Attribut des hl. Bernhard zum Bebenhausener Abt Bernhard Rockenbach ist nicht derart außergewöhnlich, wie es nach ihren Ausführungen scheinen mag. So ist eine gleichartige Zuordnung beispielsweise auch für das Kloster Salem belegt: In dem von Abt Johannes I. Stantenat († 1494) in Auftrag gegebenen Salemer Abtsbrevier lässt sich Stantenat selbst in der bekannten Miniatur, die ihn während einer Bootsfahrt auf dem Killenweiher zu der von ihm errichteten Inselkapelle zeigt, auch mit einem weißen Hündchen darstellen. Des Weiteren spiegelt der Baldachin des Bootes die Stellung des Abts als Reichsprälat wider: auf rotem Tuch sind neben seinem Wappen goldene Adler zu sehen (vgl. UB Heidelberg, Cod. Sal. IXd, fol. 152r).

Waren bislang alle Beiträge des Bandes zum überwiegenden Teil solide gearbeitet und geben sie im Wesentlichen die neuesten Erkenntnisse wieder, so muss abschließend doch auch auf einen nicht gelungenen Beitrag hingewiesen werden. Es handelt sich um den Aufsatz von Stefan Gerlach („Zisterzienser auf der Weltbühne. Eine Deutung des Winterrefektoriums“), in dem dieser das Winterrefektorium auf Grund seiner Ausmalungen als programmatischen Bau zur Dokumentation der Nähe des Klosters zu Kaiser und Reich nachweisen will, der von Abt Johannes von Friedingen initiiert wurde. Gerlach deutet das Bildprogramm „als eine Reaktion auf den 1519/20 in Württemberg erfolgten Machtwechsel“ von Württemberg auf Habsburg und somit „als eine Demonstration der Reichstreue seitens des Bebenhausener Konvents und ihres [!] Abtes Johannes von Friedingen gegenüber dem Kaiser“ (S. 159).

Leider geht er dabei nach Meinung des Rezensenten von falschen Prämissen aus und kommt so zu falschen Schlussfolgerungen: Der Wappenzyklus auf den Balkenkonsolen im Refektorium zeigt neben dem Reichswappen und den Wappen der sieben Kurfürsten auch das Wappen Graf Eberhards im Bart (reg. 1459–1496) und das seiner Mutter Mechthild († 1482). Nach Gerlach habe man nun diese Wappenfolge in der Zeit der habsburgischen Regierung zwischen 1520 und 1534 angebracht, etwa aus Nostalgiegründen oder weil das Kloster in württembergischer Zeit besonders prosperiert habe. Diese Deutung überzeugt

nicht, zumal Gerlach in seinem Aufsatz ausdrücklich auch davon spricht, „Bebenhausen prosperierte unter den Habsburgern und erlebte eine außerordentlich rege Bautätigkeit“ (S. 152). Denn nach der Vertreibung Herzog Ulrichs war der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, Landesherr geworden und damit auch Vogt und Schirmer der Abtei. Hätte man also in Bebenhausen in dieser Zeit „die Kaisernähe und Reichstreu“ inszenieren wollen (S. 152), so wäre dies sicher unter Verwendung des Reichswappens, der habsburgischen Wappen bzw. mit Wappen geschehen, wie sie der neue Landesherr in seinem Siegel oder auf Münzen führte.

Als weitere Stütze für seine falsche These führt der Autor dann ein weiteres Wappen aus dieser Reihe an, nämlich den goldenen Löwen in blauem Schild. Es handelt sich dabei um das apokryphe Wappen des Ordensvaters Benedikt. Nach Gerlach existiert aber „ein solches Wappen“ nicht und „lässt sich [...] nicht nachweisen“, und er glaubt, es handele sich stattdessen um das Wappen der Herren von Friedingen, das lediglich von dem Restaurator Loosen nicht richtig erkannt worden sei, so dass dieser „den aufsteigenden Balken unter dem Löwen nicht rekonstruiert“ habe (S. 153 f.). Hier macht Gerlach allerdings gleich zwei Fehler. Zum einen: Das Wappen, das Abt Johannes führte, war ein quadrierter Schild, wie ihn seine Grabplatte (hier freilich in Courtoisie, s. oben) oder ein Stützpfiler im Winterrefektorium zeigen: in Feld 1 und 4 in Blau ein goldener Löwe auf einem erniedrigten silbernen Schrägbalken (Friedingen), Feld 2 und 3 von Schwarz und Gold gespalten (Alt-Friedingen). Zum anderen: Der goldene Löwe in Blau kann sehr wohl als (apokryphes) Wappen Benedikts – auch in süddeutschen Klöstern – nachgewiesen werden (vgl. Eduard Zimmermann, *Bayerische Klosterheraldik*, München 1930, S. 13): so beispielsweise in einem in Lorch um 1511/12 entstandenen Antiphonar (WLB, Cod. mus. fol. I 63, fol. 242 r) oder in einem Gebetbuch, das zwischen 1501 und 1503 in Bebenhausen geschrieben wurde und Benedikt mit Stab und Wappen in einer ganzseitigen Miniatur zeigt (WLB, Cod. brev. 108, fol. 3 v). Entgegen der von Gerlach vertretenen falschen Thesen wird man wohl davon auszugehen haben, dass die Wappenfolge einige Jahrzehnte vor der neuen Decke angebracht wurde, und muss sie dann auch aus der richtigen Zeit heraus interpretieren: So würde die „enorme Varianz von Baudaten von 1471 bis 1530“ (S. 150) nicht mehr allzu absonderlich erscheinen, und es wäre dann auch verständlich, dass die Zimmermannsarbeiten an der (neuen) Decke nach der Wandbemalung ausgeführt worden wären – nämlich bei ihrem Einbau nach 1520. Darüber hinaus enthält der Gerlach-Aufsatz noch weitere Ungereimtheiten, v. a. was das Calatrava-Bild und die dortige Wappenzuschreibung sowie die daraus gewonnenen Thesen angeht. Auch hier verfängt die gebotene Interpretation nicht wirklich.

Bietet der Band so einerseits insgesamt eine gute Zusammenschau der neuen Erkenntnisse zur Bau-, Architektur- und Kunstgeschichte der Abtei Bebenhausen, die eine solide Grundlage für die weiterführende Forschung und Diskussion darstellt, und ragt der ein oder andere Beitrag, wie der von Peter Rückert, besonders hervor, lässt er andererseits den Rezensenten doch auch mit einem zwiespältigen Gefühl zurück.

Uli Steiger